

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlhöbl. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 133.

Berlin, Mittwoch den 6. November

1833.

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

Der große Mann im Privatleben.

Der gewichtvollste Mann in dieser Gegend — ich gebrauche das Wort in dem Sinne von Louis le gros und nicht Louis le grand — der gewichtvollste Mann um wenigstens einen halben Centner ist unser würdiger Nachbar Stephan Lane, der Viehwäster, weiland Schlächter zu B. Seit dem Kerkermeister Lambert und dem Däsen von Durham hat man nichts so Dickes gesehen. Wenn er auf der Straße geht, so nimmt er das ganze Pflaster ein, und es ist schwerer, vor ihm vorbeizutommen, als vor einer Reihe wohlgeputzter mit weiten Ärmeln versehener Demoiselles oder einer Kette Dauid's in ihren Schottischen Mänteln. Ein wichtiger Advokat, der einmal eine Pflaster-Ordnung für den alten Det B. entwarf, nahm darin einen Artikel auf, welcher unserem Lane befahl, auf der Mitte der Straße zu bleiben, gleich den Frachtwagen, Karren, Landkutschen und anderen schweren Artikeln. Stühle trachen unter ihm — Sophas wanken, — Postler ächzen und die Dielen zittern. Er blieb einst auf einer etwas schmalen Treppe stehen, und wurde in einem Thorweg eingeklemmt, und entging dem Schicksal, aus einem Dambus geworfen zu werden, nur dadurch, daß es ihm moralisch und physisch unmöglich war, hineinzukommen. Wenn er vor einem Fenster vorbeigeht, so hat das oft die Wirkung einer Sonnenfäule, oder als wenn man die dunkle Seite einer Blendlaterne auswärts lehr. Er verdunkelt das Licht, gleich dem Dibelio. — Ein Wikling unserer Stadt, seines Gewerbes ein Inspektor, der sich mit Rathselmachen abgibt und keine unbedeutende Figur unter den Zeitungs-Dichtlingen der Grasschaft spielt, machte einst ein Rathsel auf seine Person, welches, da es ein so bedeutendes und wohlbelanntes Individuum betraf, (denn fast jeder Leser des Hampshire-Herald war irgend einmal ein Kunde unseres Schlächters) die Ehre hatte, mehr Leute am Sonntag Morgen beim Frühstück den Kopf anzustrengen und allgemeinere Aufmerksamkeit zu erregen, als diesem Journal je zu Theil wurde. Eine schreckliche Mordgeschichte, zwei Schiffbrüche, eine Entführung und eine Hinrichtung, Alles wurde überschlagen, als unbedeutende Sachen gegen das Interesse, welches diese literarische harte Muß erregte. Dieses kleine Späßchen machte, daß Hr. Stacy, Controllirer und zugleich Dichter, bei seinem Kaffee so lange raubte, bis er kalt war, daß Miß Anna Maria Watfins, die Kleidermacherin, sich so lange den Kopf mit Rathen zerbrach, bis die Glocke zur Kirche läutete und sie kaum Zeit hatte, ihre Haarwickel aufzumachen und ihre Locken zu ordnen. Es war allerdings nur ein unbedeutender Scherz, indeß da die feinsten und gebildetsten Leser des Hampshire-Herald darüber brühten, so dürfte es vielleicht nicht weniger seine unter unseren Lesern geben, die sich ebenfalls daran versuchen möchten; wir wollen es daher zu ihrer Erbauung mit der Antwort hierher setzen, welche in dem Hampshire-Herald nicht eber erschien, bis er das Publikum 8 Tage lang in gespannter Erwartung gelassen hatte: Frage: „Worin gleicht Herr Lane dem Heimbrenndt? — Antwort: Darin, daß er ebenfalls wegen der Breite seines Schattens berühmt ist.“

Die Länge seines Schattens, obgleich keinesweges in Verhältniß zur Breite, — denn sonst hätte er an die Tage erinnert, als die Riesen noch auf Erden wandelten, — war dennoch von hübscher Dimension. Er reichte 6 Fuß 2 Zoll über seine Schube hinaus, und Lane hätte für einen hohen Mann gelten können, wenn seine Dicke nicht jede Idee von Länge verschlungen hätte. Das herrliche beau ideal eines menschlichen Berges, das fette Weib von Brentford, für welche Sir John Fallstaff, nicht allein unentdeckt, sondern unverdächtig passirte, stellte sich mir nie anders dar, als wie ein weiblicher Mr. Stephan Lane. Die Schneider, obgleich er gut und pünktlich zahlte, fürchteten seine Kundschafft. Sie konnten es, so viel sie auch forderten, nicht dahin bringen, aus seiner „ungeheuren Kunde“ einigen Nutzen zu ziehen. Es war nicht bloß die Menge des Stoffes, die er brauchte — und doch war das allgemein so genannte breite Tuch für ihn nicht breit genug — es war nicht das Zeug, sondern die Arbeit, das Nähen, Steppen, Knopfsöcher machen ohne Ende, was sie abschreckte. Die Scheere selbst ermüdete unter der Arbeit. Man hätte unter der Zeit und von dem Stoff, der zu einem Kleide des Herrn Stephan Lane erfordert wurde, zwei Mode-Anzüge fertigstellen können. Zwei, sag ich — wohl drei oder vier, wobei auch noch Lappen abgefallen wären, was bei seinen Rücken

oder Westen nie der Fall war, nicht so viel, um eine Federspule zu überziehen. Die Zuschneider mochten sein Kleid noch so weit schneiden, es fand sich immer zu eng, alle ihre Maße reichten nicht um ihn herum, und ein Schneider, der seine Verhältnisse nach dem Augenmaß hätte beurtheilen wollen, hätte es eben so leicht unternehmen können, die Dimensionen eines Schiffes von 74 Kanonen zu berechnen oder die eines Dreideckers genau zu treffen. Handschuhe und Strümpfe wurden für ihn besonders gemacht; doppelt und zwiefach doppelt war nichts für ihn. Was machte der Kaufmann für Augen, als er zum ersten Male seine ungeheure Faust sah, eine Faust, die einen Ochsen fällen konnte, und die selbst an Derbheit und Farbe einige Aehnlichkeit mit dem Fleische todter Ochsen, welches man Rindfleisch nennt, hatte.

Die Wahrheit zu sagen, hatte sein Gesicht so ziemlich die nämliche Farbe, und doch war es kein unangenehmes Gesicht, im Gegentheil, es war ein kühnes, verbes, massives Englisches Gesicht, wie es Holbein gern malte, in welchem große Mannhaftigkeit und Entschlossenheit mit vieler Gutmütigkeit und etwas Humor sich mischte, so daß, selbst wenn die Züge in scheinbarer Ruhe waren, Jeder sich leicht denken konnte, wie dies Gesicht aussehen würde, wenn ein breites Lächeln, ein schlauer Blick, ein schelmischer Wink und ein angenehmer Ernst auf der breiten Stirn dem plumphen aber lustigen Handelsmann sein gewohntes drolliges Ansehen gäbe, auf den man das Chinesische Kompliment sehr passend anwenden konnte: „Glückseligst ist auf Dein Gesicht gemalt.“

Stephan Lane war jedoch nicht immer in so gedeihlichen Umständen oder so berühmt wegen der Breite seines Schattens gewesen. Ursprünglich ein Findling in den Straßen von B., verdankte er seinen Namen dem Umstande, daß er, dem Anscheine nach, acht Tage alt, in einem schmalen Nebengäßchen nahe am St. Stephans Kirchhof gefunden und sogleich auf Befehl des Kirchen-Vorstandes getauft wurde. Man schickte ihn in das Armenhaus des Kirchspiels, und hier, vermöge seiner wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeit mit dem Kinde der Hausweiserin, welches sie eben verloren hatte, gewann er ihre Neigung und wurde durch ihre Sorge nicht allein den physischen, sondern auch den moralischen Gefahren entzogen, die seiner Kindheit an einem solchen Orte gedroht hätten.

Liebevoll, doch roh erzogen, war Stephan Lane schon als Knabe ausgezeichnet durch Stärke, Kühnheit und ungerwöhnliche Gutmütigkeit. Zu zehn Jahren nahm er es mit jedem Burschen unter 15 auf und trug den Sieg davon, und er wäre in hundert Schlägereien verwickelt worden, hätte ihn nicht erstens die Gönnerschaft seiner Patronin, der Frau des Ober-Aufsichters und Herrn der Anstalt, deren Liebling er fortwährend war, zweitens sein eigenes kühnes und entschlossenes, aber freundliches und gutmütiges Temperament geschützt. Nie hatte ein Knabe von zehn Jahren mehr Freunde als der arme Findling im St. Stephans Armenhaus. Es gab kaum ein Mitglied dieser bunt gemischten Gesellschaft, das nicht zu irgend einer Zeit von dem gutmütigen, allezeit dienfertigen, munteren, an Hülfsmitteln reichen Knaben Nutzen gezogen hätte. Meister Hunt's Krücken auszubessern, Frau Green's Kinder zu wiegen, das Wasser zur großen Wäsche herbeizutragen, eine Arbeit, die einem Hercules zu schaffen gemacht hätte, oder den halb blinden und halb verrückten David Hood täglich spazieren zu führen, ein Werk, welches Hiob's Geduld besiegt hätte, nichts von dem Allen war ihm ungethan, er that Alles mit derselben munteren Gutwilligkeit, und die herzlichste Dankbarkeit, mit welcher er eine erzeigte Güte empfing, war noch anziehender, als seine Bereitwilligkeit, Anderen gute Dienste zu erweisen. Ich frage, gab es je glücklichere Kinderjahre, als die des verlassenen Waisentnaben? Außer einer gewissen Kampflust, die er mit anderen verhassten und muthigen Thieren gemein hatte, und welche seine Gönnerin, die in ihrer Jugend einige jener — leider nicht mehr existirenden — Romane gelesen hatte, in welchen die Findelkinder sich am Ende immer als Lords oder Herzoge ausweisen, als einen Beweis ihrer Lieblings-Theorie geltend machte, daß er nämlich oblig und von hohem Geblüt geboren sey, und außer einigen Feinden, die er sich in seinen Faustkämpfen an seinen besiegten Gegnern zuzog, hatte Stephan keinen Feind in der Welt.

Als er jedoch zehn-Jahr alt war, fing die Liebe zur Unabhängigkeit und der Wunsch, sein Glück in der Welt zu versuchen, an, den munteren Burschen zu fracheln, und seine gute Freundin und Vertraute, die Frau des Hausweisers, versprach ihm bereitwillig ihren Beistand, um ihn in den Stand zu setzen, auf Abenteuer auszugehen, wiewohl sie kein geringes Aergerniß daran nahm, zu finden,

daß sein erster Schritt in die Welt ihn in einen Fleischerladen führen sollte. Er hatte nämlich mit einem Schlächtergesellen in der Nachbarschaft Bekanntschaft gemacht, der sich bei seinem Meister verwandte, daß er ihn als Laufburschen annahm, mit der Zusage, daß, wenn er Anständigkeit und Kraft zeigte, er ihn in die Lehre nehmen wollte. Diese Aussicht, welche unser Stephan höchst glänzend fand, war seiner Gönnerin sehr anständig, die geglaubt hatte, er würde eine andere Art zu schlachten wählen, nämlich Menschen zu tödten, nicht Ochsen; er würde Soldat werden, sich auf dem Schlachtfelde hervorthun, die Tochter irgend eines Königs oder Kaisers heirathen und endlich in seinem Geburtsort triumphirend, wenigstens als Generalissimus, einziehen.

Ihr Mann und die Kirchspiel-Vorsteher waren jedoch anderer Meinung. Der Antrag gefiel ihnen sehr wohl, und sie zeigten sich (für Vorsteher) freigebig genug in seiner Ausrüstung, so daß nach einigen Tagen Stephan in einer blauen Jacke und blauen Schürze (ein Anzug, den er noch immer am meisten liebt) durch die Straßen von B. stolzte, mit einer Mulde Fleisch auf dem Kopf und einem ungeheuren Büllensbeißer, Beyer genannt, zur Seite, dessen kriegerischer Name seiner kampflustigen Natur entsprach, und der ihm überall auf den Fersen folgte, als wäre er ein Theil von ihm selbst. Stephan war in den ersten Tagen seiner Beförderung ein stolzer Bursche.

Zahre gingen hin, der Laufbursche war in einen Lehrling verwandelt, der Lehrling war zum Gesellen geworden, und dies, ohne daß sein Fleiß, seine Verständigkeit und seine gute Laune abgenommen hätten. Als junger Mann von 22 oder 23 Jahren war er so ausgezeichnet durch Stärke und Thätigkeit, zu welcher sein hoher und schlanker Wuchs, der damals mit seiner Fettschicht bedeckt war, ihn besonders eigneten, daß er der Vorkämpfer der ganzen Stadt und Nachbarschaft war, und große Wetten wurden auf sein Borgen, Ringen und Lastenheben gewonnen, worin er fast Unglaubliches leistete. Er ging nach London und zurück, eine Strecke von beinahe 60 Meilen, und hob unterwegs alle Schlagbäume in die Höhe, ohne auch nur eine Hand an die Stange zu legen. Er trieb eine Heerde Schafe mit einem Schäfer von Profession um die Wette und überwand einen Schiffer im Rudern, und das Alles, ohne daß tiefe gefährlichen Vollkommenheiten ihn im geringsten von dem Pfade der Mäßigung und Gutmüthigkeit abführten, so daß er zu 26 Jahren zuerst Obergeselle bei Herrn Jackson, dem großen Schlächter auf dem Buttermarkt, wurde und dann dessen einzige Tochter zur Ehe bekam, dann, nach dem Tode seines Schwiegervaters, das Gewerbe und ein beträchtliches Vermögen übernahm und zuletzt einer der wohlhabendsten, achtbarsten und einflußreichsten Bewohner von B. wurde. Jedermann gab zu, daß er sein gutes Glück durchaus verdiene, und obgleich sein Gedeihen von Jahr zu Jahr zunahm und die Reider selten das Vergnügen hatten, ihm über einen Unfall ihr Beileid bezeigen zu können, so sind doch seine gerade Rechtlichkeit und sein edles Benehmen so unbestritten, daß seine politischen Gegner bei einer streitigen Wahl oder bei ähnlichen Gelegenheiten genöthigt sind, bis auf das Armenhaus von St. Stephan und das enge Gäßchen am Kirchhof zurückzugehen, wenn sie ihm etwas anhängen wollen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

- The British tariff for 1833—34. (Englischer Abgaben-Tarif.) Von Ellis. Pr. 7½ Sh.
A History of Croydon. (Geschichte Croydons.) Von Steinman. Pr. 18 Sh.
Elements of musical composition. (Elemente der Tonkunst.) Von Crotch. Zweite Auflage. 4. Pr. 12 Sh.

F r a n k r e i c h.

Zur Geschichte der Militair-Musiken.

Die militairische Musik und die militairischen Gesänge gehören allen Zeiten, allen Ländern an. Eine Menge wilder Völkerschaften bedienen sich scharfer lärmender Instrumente; dieses Mittel, den Muth zu entzünden, diese Anreizung zur Wuth, ist eine Eingebung der Natur.

Mehr als 2000 Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung hatten die Chinesen klingende Instrumente, welche die späteren Zeiten von ihnen entlehnt haben, und welche die neuere Sprache für „Türkisch“ ausgiebt.

Wenn man der Fabel der alten Zeit oder allen ihren Erzählungen Glauben schenken wollte, so müßte man annehmen, daß eine Sybaritische Neme durch eine musikalische List besetzt wurde. Die Pferde der Sybariten waren nämlich darauf abgerichtet, nach dem Takt gewisser Melodien zu tanzen; und die Croniaten, welche hinter das Geheimniß dieser Sarabanden gekommen waren, ließen sie auf dem Schlachtfelde spielen, wodurch die Sybaritischen Pferde, den Krieg über den Wälder vergessend, ihre Reiter in solche Unordnung brachten, daß diese in Stücken gebauen wurden. Es kommt hier nicht auf die Glaubwürdigkeit der Anekdote, sondern auf den Beweis an, daß das Alterthum schon kriegerische Musik hatte.

Sobald reguläre Truppen gebildet wurden, legte man großen Werth auf Militair-Musik; zu allen Zeiten hat sie dazu gedient, die Soldaten anzufeuern und ihre Bewegungen zu lenken.

„Nichts“, sagt Plutarch, „ist mehr dazu geeignet, Menschen zu großen Thaten aufzumuntern und besonders den nöthigen Muth, um den Gefahren des Krieges zu trosten, in ihnen anzuregen, als die Musik; deshalb bedienten sich auch die Aenen bei ihren Heeren der Flöte, die Andern des Saitenspiels.“

Durch diesen Schriftsteller erfahren wir, daß bei den Sparta-

nern der Gesang des Castor das Signal zum Angriff war; dieses Volk vertraute den Oberbefehl über die Armee dem Athener Tyräus an, bei dem der Rang eines Feldherrn die Gabe der Poesie und Musik nicht ausgeschlossen hatte; er war bei dem zweiten Kriege gegen die Messenier in Lacedämonischen Dienst getreten und erhielt das Bürgerrecht als Belohnung für die Fortschritte, welche er in der Kriegskunst durch die Erfindung einer neuen militairischen Flöte zu Wege brachte.

Wir verkennen aber wohl das Ansehen und den mächtigen Einfluß der Instrumente bei den Aenen. Es scheint unzweifelhaft, daß die Kunst des Redners unter der des Musikers verborgen war.

Der berühmte Pyrrhische Tanz, der als die Seele und das Geheimniß der Griechischen Taktik und Disciplin betrachtet wurde, war eine Reihe taktmäßiger Bewegungen und Evolutionen.

Das Getöse, welches die Deutschen durch das Schlagen ihrer Schilder mit den Schwerdtern hervorbrachten, verband sich, wie Tacitus sagt, mit dem Schmettern ihrer Trompeten und mit ihren Schlachtgesängen.

Klemenz von Alexandrien sagt in seinem Pädagogen: „daß die Tosaner sich der Trompete bedienten, die Aekadier der Schalmei oder der Flöte, die Sizilianer eines Instrumentes, welches sie Pyltides nannten, die Kretenser der Lyra, die Lacedämonier der Flöte, die Thracier des Horns, die Aegyptier der Trommel und die Araber der Cymbeln.“

Bis zur Zeit des Cicero wich die Römische Musik nicht von der Griechischen ab; später verfeinerte sie sich, wie Vegetius bezeugt. Das Horn der Legionen gab das Signal zum Ausbruch; auf den Schall der Trompete mußten sich die Truppen versammeln; das Horn befohl den Rückzug und bestimmte während der Nacht die Ablösung; Trompete und Horn zusammen gaben das Signal zur Schlacht.

Im Mittelalter war jede Spur dieser künstlichen Andeutungen verschwunden, weil man sich damals nur der Kavallerie bediente, und weil die Musik hauptsächlich bei der Taktik und bei dem Dienst der Infanterie anwendbar ist.

Die Französischen Ritter hatten eine Art Trompete, welche zu den Waffen rief und die Schlacht verkündete. Das Horn der Zwerge, dessen man sich so oft im Roman bedient, gehört begründeten Traditionen an; und die Trommete diente bei den Rittern zu mannigfachen Signalen.

Die Kriege des Mittelalters haben ihre Minirels gehabt, welche die Harfe oder Geige spielten. Nach dem Vorbilde einiger Italiänischen Staaten wurden die Quadrillen oder Pferde-Walkets im Koruffell nach dem Ton von Instrumenten ausgeführt.

Zur Zeit der Medicis sungen die Schriftsteller an, die militairische Wichtigkeit der Musik einzusehen. Machiavelli liefert den Beweis dafür. Was er von den Tambourins sagt, welche die Italiänischen Truppen seit langer Zeit auf eine Weise zu schlagen wußten, daß sie verschiedene Signale damit angeben konnten, beweist, daß die Condottieri zuerst das Tambourin von Zinken und Pfeifen begleiteten ließen.

Bei der Belagerung von Lerida im Jahre 1647 eröffnete das Champagne-Regiment, von 24 Geigern des Prinzen von Condé angeführt, beim Ton ihrer Instrumente die Francheen am hellen Tage.

Bei einer denselben Belagerung unter derselben Regierung tanzten die Offiziere Abends nach einem Trinkgelag zu der Begleitung von sechs Geigen auf der Bresche. Eine Flattermine bestrafte diesen betrunkenen Uebermuth.

Dieser alte Gebrauch der Saiten-Instrumente im Kriege fand sich auch bei den Neuern vor, ehe sie ein Musik-System annahmen, welches sich für Truppen überhaupt und besonders für die feuchte Atmosphäre des Westens besser eignet.

Im 17ten Jahrhundert wurde das Hautbois bei mehreren Corps eingeführt. Ludwig XIV. verbot durch eine besondere Verordnung den Gebrauch desselben bei der Französischen Infanterie.

Im Anfang des 18ten Jahrhunderts bestand die ganze Musik der Französischen Truppen in den Hörnern der Dragoner, den Trommeln und Pfeifen der Infanterie, den Trompeten und Pauken der Kavallerie und dem Hautbois der Musquetaires zu Pferde; dies Alles war fremden Truppen entlehnt. Trommeln und Pfeifen verdanken wir den Schweizern und Italiänern, das Horn den Piemontesern, die Trompete den Mauren der Pyrenäischen Halbinsel, die Pauken den Orientalen, das Hautbois den Deutschen.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing die Französische Infanterie an, die Klarinette den Deutschen von Nürnberg, das Horn den Hanoveraern, das Bassett den Italiänern und die große Trommel den Türken durch die Vermittelung der Nordischen Truppen zu entlehnen.

Man setzte eine Eitelkeit darin, eine Musik zu haben, deren die Bürger lobend erwähnten; in vielen Städten schätzte man das Verdienst der Truppen nach dem ihrer Musik; die Generale würdigten das Vergnügen, das diese Neuheit den Garnisonen versprach, die Musik wurde die Zierde der Paraden und ließ sich Abends auf den Wällen vernehmen; im Lager verschönerte sie alle Festlichkeiten, und in der Mitte der Regimenter wurde noch lange nach dem Abend-Gebete gespielt.

Die Musik hatte auch ihre nützliche Seite; sie lockte die Rekruten an.

Die Deutschen Truppen hatten eine große Anzahl gut komponirter Märsche; daher auch der allgemeine und lange anhaltende Erfolg, den der Marsch des Königs von Preußen (der Dessauer) in Frankreich fand. J. J. Rousseau sagt von den Deutschen Truppen (Dictionnaire de musique) „daß sie von 1765 bis 1770 die besten militairischen Instrumente hatten; die Franzosen dagegen hatten die allermüßigstem Instrumente; es gab in ganz Frankreich keine

Trompete, die richtig klang.“ — „Im siebenjährigen Kriege“, sagt derselbe Schriftsteller, „wollten die Oesterreichischen, Böhmisches und Bayerischen Bauern, welche alle geborene Musiker sind, gar nicht glauben, daß reguläre Truppen so falsche und abscheuliche Instrumente haben könnten, und sungen deshalb an, die alten französischen Truppen, welche sie für Rekruten hielten, zu verachten; man kann daher gar nicht bestimmen, wie vielen tapferen Leuten falsche Töne das Leben gekostet haben.“

Rousseau, allein von Allen, hat es gut auseinandergesetzt, was die Militair-Musik in Bezug auf die Kunst ist oder seyn sollte: „Der Geschmack derselben“, sagt er, „muß kriegerisch, sonder, zuweilen lustig und zuweilen ernst seyn; die Melodie muß scharfe Takte haben und einfach seyn, damit sie den Soldaten ergötzt, belebt, sich ihm ins Gedächtniß gräbt, ihn zum Singen anregt und ihn seine Mühseligkeiten, seine Leiden und seine Gefahren vergessen macht.“

Im Jahre 1789 nahm Herr Sarette 45 Instrumentisten aus dem Depot der französischen Gardes, er übte sie ein und erhöhte ihre Zahl nach und nach auf 80. Die Municipalität nahm im Jahre 1790 die Bestreitung der Kosten auf sich. Im Jahre 1792 wurden sie die Musik der Pariser National-Garde; von 1792 bis 1795 bildeten sie eine Freischule, aus welcher die Kavallerie mit Trompetern und die ganze übrige Armee mit Musikern versorgt wurde. Aus dieser Schule ist das Konservatorium entstanden.

Saint-Germain warf den Musik-Corps vor, daß sie nicht mehr, wie ehemals, dazu dienten, zu den taktischen Bewegungen das Zeichen zu geben, daß sie nichts mehr zu thun hätten, wenn der Tambour zum Angriff trommelte, und daß sie zu nichts gut wären, als den Damen zum Tanze aufzuspielen.

Allerdings ist die Musik in Friedenszeiten eine Luxus-Sache und im Kriege eine Ausgabe von wenig Nutzen. Am Tage der Schlacht kann der Musiker höchstens als Träger der Verwundeten gebraucht werden, indessen sind die Musik-Corps eine militairische Nothwendigkeit geworden. — Bonaparte, als er zum Konsulat gelangte, schaffte die Musiker der Kavallerie ab; eine wichtige und militairische Rücksicht bestimmte ihn dazu; er berechnete, daß die Zahl der Pferde, welche dieser Luxus erforderte, in zwanzig Regimentern immer gerade so viel ausmachte, als nöthig war, um ein ganzes Regiment beritten zu machen. Die Frage ließ sich also darauf zurückbringen: Was ist für eine Regierung bei gleichen Kosten besser, 20 Regimente oder 21 zu haben? Der Minister Clermont-Tonnerre theilte Napoleons Ansicht nicht, er führte am 1. Januar 1827 die Musiker bei der Kavallerie wieder ein.

Die Minister haben sich lange Zeit gegen den Luxus unserer immer stärker, immer kostspieliger werdenden Musiker gewehrt. Anfänglich sagten sie: „Ihr sollt nichts als Pfeifen und Clarinetten haben“, obgleich sie wohl wußten, daß die Truppen eine Menge anderer Instrumente hatten. Dann sagten sie: „Ihr sollt keine Musiker haben“, obgleich ihnen nicht unbekannt war, daß zahlreiche und kostspielige Janitscharen-Musiker vorhanden waren. Vom Jahre 1791 bis 1827 sagten sie: „Höchstens sollt ihr jetzt acht Musiker haben“; aber man hat ihnen immer nicht gehorcht. Endlich erließ Herr von Clermont-Tonnerre am 1. Januar 1827 sein Circular, welches besagte, daß den Offizieren nichts mehr für die Kosten der Musik abgezogen werden sollte, und die Zahl der Musiker bei der Linie auf 27 festsetzte. Das war gerade so, als ob man den Regimentern gesagt hätte: „Ich lege die Kosten der Musik dem Staate auf, weil ich Euch nicht verhindern kann, sie selbst zu unterhalten.“ Der Minister Soult hat die letzterwähnte Zahl der Musiker beibehalten.

(Spectateur militaire.)

Bibliographie.

Contes de Miss Martineau. (Miss Martineau's Erzählungen zur Erläuterung der Lehre vom Staats-Haushalt.) Uebersetzt von D. Maurice.

Demerara. La mer enchantée. (Die Zaubersee.) Roman. Pr. 7½ Fr.

La France catholique. — Ein vom 15. Nov. ab an jedem Sonnabend erscheinendes dem katholischen Glaubensbekenntniß gewidmetes Wochenblatt. Jährlicher Abonnements-Preis 30 Fr.

T ü r k e i.

Ein Volksfest in Konstantinopel.

Der Tag, an welchem der nachmalige Erbe des Ottomanischen Thrones seinen Erziehern übergeben wird, ist ein Tag der Feste und Ergötzlichkeiten. Wirklich scheint es ganz angemessen, daß ein Ereigniß, von welchem das künftige Heil von Millionen abhängt, feierlich begangen werde. Der Sultan Mahmud hat zwei Söhne; der älteste, den 20. April 1824 geboren, heißt Abdul Metzib Efendi, sein jüngerer Bruder Abdul Aziz Efendi. Als Abdul Metzib (1832) seinen Hofmeistern übergeben werden sollte, wählte man die Ebene Ibrahim Aga, die gerade unter Skutari liegt, zum Schauplatz dreitägiger Festlichkeiten.

Am frühen Morgen des ersten Tages strömte die ganze Bevölkerung Stambul's und seiner Vorstädte diesem Orte zu, und der Bosphorus wimmelte von zahllosen Kaits, die nach der asiatischen Küste fuhren. In einer gewissen Entfernung schienen sie eine ununterbrochene Linie von der Serailspitze bis ans entgegengesetzte Ufer zu bilden, und an vielen Stellen bedeckte diese Linie der Breite nach einen Raum von wenigstens einer Viertelmeile. Man sagte uns, die Zahl der Kaits in und um Konstantinopel beläufte sich auf 5000; allein dieses Schauspiel machte uns wahrscheinlich, daß sie noch viel bedeutender sey.

Um zehn Uhr erschienen der Sultan und der junge Prinz auf zwei Gala-

Böten, die an Schönheit der Form und Pracht der Decoration Alles, was wir jemals in dieser Art gesehen hatten, weit übertrafen. Sie sind nach Art eines türkischen Raif gebaut, ungefähr 120 Fuß lang, und schwimmern ganz von polirtem Golde. Jedes dieser Böte war mit vier und zwanzig durch Körperkraft und männliche Schönheit ausgezeichneten Bootsteuten bemannt, die ihr malerisches Kostüm herrlich kleidete. Jede halbe Minute thaten sie einen Ruderschlag, und das gleichzeitige Einschlagen so vieler Ruder, vom Schaume der Wellen begleitet, erzeugte eine Furchung gleich der eines Dampfschiffes. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, durch die Länge der Küste dicht gedrängten Böte zu kommen, und wir verdankten es der Gefälligkeit eines türkischen Offiziers, an den wir uns wendeten, daß wir Eintritt ins Lager erhielten.

Die geräumige Ebene Ibrahim-Aga sowohl, als die benachbarten Hügel von Rabi-Neni, und Skutari, waren mit Zelten für die Truppen bedeckt, von denen 21,000 hier aufmarschirt waren. Sie bestanden aus den Gardes und fünf Regimentern Linien-Truppen. Die Reiterei, größtentheils Lanzenträger und berittene Artillerie, hatte sehr schöne Pferde und eine prächtige Equipirung. Auch die Infanterie nahm sich gut aus und machte mehrere Evolutionen mit großer Raschheit und Gewandtheit. Die Menge der Zuschauer war unübersehbar; man schätzte sie auf 150,000.

Ich bekam bei dieser Gelegenheit auch die Freischüler zu sehen, die der Ceremonie beiwohnen mußten, und für die besondere Zelte errichtet waren. Konstantinopel allein soll 300 Freischulen zählen. Die Zahl der Studirenden in den Akademien oder Kollegien (Medresse's) beläuft sich auf ungefähr 5500. Noch vor 50 Jahren gab es 500 Schulen in Konstantinopel; jetzt soll es deren gegen 2000 geben. Jene kleinen Freischüler bildeten fast eine Armee für sich, denn es waren ihrer 6000.

Ueber die künftige Erziehung des Thronfolgers konnten wir wenig Auskunft erhalten. Man sagte uns, er müsse vor Allem das Türkische, Persische und Arabische aus dem Grunde studiren und auch mit dem Französischen vertraut werden. Von dem Sultan Mahmud sagt man, er sey der gründlichste Kenner der Orientalischen Sprachen und Literatur in seinen Staaten, und obgleich er jetzt über vierzig Jahre zählt, hat er sich noch jüngst auf das Studium der Europäischen Sprachen gelegt.

Die häufigen Artillerie-Salven, der schallende Zuruf der Menge als Antwort auf das Gebet des Groß-Mufti, welches er zu den Füßen des Thrones sprach, das bunte Gemisch von Kleidertrachten jeder Farbe und Form und die herrliche Freude auf allen Gesichtern machten einen unbeschreiblichen Eindruck. Hier saßen Gruppen essender und schäkender Weiber am Boden, dort ganze Rudel muthwilliger Schulknaben, deren gestrenge Lehrer in ihren Uebermuth einzujähmen schienen. Bald kamen wir an langen Reihen schön bemalter von Ochsen gezogener Arabab's (türkischer Wagen) vorüber, die mit Frauen jedes Alters, in alle Farben gekleidet, angefüllt waren; bald stolperten wir beinahe über irgend einen Muselman, der, in fromme Betrachtung versunken, auf seinem Antlitz lag.

Die Ceremonie, welche die Uebergabe des jungen Prinzen in die Hände seines Lehrers begleitete, war einfach und nicht ohne Würde. Der Sultan saß auf seinem Throne, unter einem Pavillon, der unsere Begriffe von Orientalischer Pracht weit überstieg. Der Groß-Mufti, die obersten Ulema's und die Professoren des Serail standen zur Rechten des Thrones; zur Linken alle Groß-Würdenträger des Reichs, und vor dem Throne die Feldherren und Admirale. Der junge Prinz ward heringeführt, küßte ehrerbietig die Füße seines Vaters und setzte sich auf ein Polster zwischen den Sultan und Groß-Mufti. Nach einer kurzen Pause wurde ein Kapitel aus dem Koran gelesen, worauf der Groß-Mufti ein Gebet sprach, das zu der Feierlichkeit passte. Bei jeder Pause antworteten die Kinder mit einem schallenden Amin! Als das Gebet vorbei war, stand der Prinz auf, küßte die Füße seines Vaters von neuem, verneigte sich vor der Versammlung und trat ab.

So endete die Ceremonie, der eine Austheilung von Speise unter die Truppen und Schüler folgte. Fünfzehn Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, wurden zu Ehren dieses Tages begnadigt.

(Sketches of Turkey)

Mannigfaltiges.

— The Tyrol, von Inglis. In Tyroler Blättern wird gegen die Art und Weise, wie dieser Englische Schriftsteller die politische Gesinnung von Tyrol dargestellt hat, förmlich protestirt. „Diese ganze Partie seines Buches“, heißt es in dem betreffenden Artikel, „erklären wir für böswillig und unwahr und fordern Herrn Inglis auf, falls er dieser unserer Versicherung nicht glauben will, noch einmal nach Tyrol zu kommen, sich in die Loge zu setzen, mit achtbaren Einwohnern aller Klassen umzugeben und von ihnen unbefangenen die wahre Gesinnung eines Volkes zu erforschen, dessen größter Stolz von jeder seine Treue war; das, nie knechtisch gekniet, von jeder den freiwilligen Tribut seiner Liebe an den Thron eines Thrones niederlegte, unter dessen Schutz es durch fünf Jahrhunderte glücklich war. Es ist unmöglich, daß eine Regierung Alles und Allen recht thun kann; auch giebt es Verhältnisse, die mächtiger sind, als der Wille des mächtigsten und für seine Unterthanen liebevollsten Herrschers; — aber nie, zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen, haben verbrecherische Gedanken, wie sie der Verfasser uns unterlegt, in der Brust eines ächten Tyrolers auch nur den leisesten Anlang gefunden. Die Thatsache allein, daß wir hier offen und männlich mit Herrn Inglis über sein Buch reden, mag diesem beweisen, wie unrichtig seine Ansichten sind, und daß wir von einer Unterdrückung, wie er sie träumt, nichts wissen; ja seine eigene Neu-

herung über unser Volk, über den Vorzug der Lage desselben vor jener der unteren Volkstassen Englands, hätte ihn konsequent zu einer anderen richtigeren Ansicht führen sollen, wäre er nicht allzu sehr im John Bullismus, und zwar in der schlimmsten Sorte desselben, im radikalen, befangen gewesen.“

— **Pracht der alten Klöster.** In der frühesten Zeit machten viele Klöster einen Aufwand, wie man ihn später nie in irgend einem königlichen Palaste gefunden hat. Im Jahre 1245 bederbte das Kloster von Cluny gleich nach dem Concilium von Lyon zu einer und derselben Zeit den Papst, zwei Patriarchen, zwölf Kardinäle, drei Erzbischöfe, fünfzehn Bischöfe, den heiligen Ludwig mit der Königin Mutter, seinem Bruder und seiner Schwester; den Kaiser von Konstantinopel, die Königin von Aragonien und Kastilien, den Herzog von Burgund, sechs Grafen u. s. w.; und alle diese vornehmen Personen waren von zahlreicher Dienerschaft begleitet, welche sämmtlich innerhalb des Klosters Unterkommen fanden.

— **Sterblichkeit in Europa.** In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Paris legte Herr Moreau de Joannes eine vergleichende Uebersicht der Sterblichkeit in den verschiedenen Ländern Europa's vor. Es ergaben sich daraus folgende Resultate: In den Römischen Staaten und in den alten Venetianischen Provinzen stirbt jährlich 1 von 27 Einwohnern; in ganz Italien, Griechenland und der Türkei 1 von 30; in den Niederlanden und Frankreich 1 von 39; in der Schweiz, Oesterreich, Spanien und Portugal 1 von 49; in Russland und Polen 1 von 44; in Deutschland, Dänemark und Schweden 1 von 45; in Norwegen 1 von 48; in Irland 1 von 53; in England 1 von 58; und in Schottland und Island 1 von 59. Durchschnittlich sterben jährlich in ganz Europa von einer Bevölkerung von 210 Millionen 5,256,000 Menschen, also ungefähr der vierzigste Theil. Herr Moreau hat auch verschiedene Berechnungen aufgestellt, um zu beweisen, daß das Verhältniß der Sterblichkeit sich im Allgemeinen vermindert.

— **Der Apfelbaum.** Wenn der Zweig eines Apfelbaumes abgeschnitten wird, während er in Blüthe steht, und man ihn sogleich in feuchten Boden pflanzt, so schlägt er alsobald Wurzel und trägt noch in demselben Jahre Früchte. Es ist verschiedene Male mit Erfolg versucht worden, und daher wahrscheinlich, daß der Zweig eines Birn-, Pflaumen- oder jedes anderen Obst-Baumes unter denselben Umständen ebenfalls Wurzel schlagen und sogleich Früchte tragen wird. (L. P.)

— **Washington's Rechnungen.** Es ist kürzlich ein Fac-Simile der Rechnungen erschienen, welche der General Washington selbst geführt hat, und die die Ausgaben enthalten, welche er für den öffentlichen Dienst während des Unabhängigkeitskrieges gemacht hat. Diese Rechnungen sind sehr merkwürdig und widerlegen die Richtigkeit der Lieblings-Behauptung Edmund Burke's, „daß ein großer Mann niemals genau in kleinen Dingen sey.“ In jenen Rechnungen sind auch sämmtliche Kosten von Washington's Haushalt während der acht Jahre von 1775 bis 1783 mit eingeschlossen, und sind dieselben so genau und zierlich geschrieben, daß sie jedem kaufmännischen Comptoir Ehre machen würden. Washington schlug bekanntlich jede Entschädigung für die dem Vaterlande geleisteten Dienste aus, und der ganze Betrag der Auslagen, welche er den Vereinigten Staaten berechnete, belief sich auf 11,350 Dollars. (L. P.)

— **Eine Fahrt auf dem Ganges.** Nichts kann für das Auge entzückender seyn, als das bewegliche Panorama, welches die Ufer des Ganges entfalten. Eine der prächtigsten Ansichten gewährt der Landungsplatz (Ghaut.) Die kleinsten Dörfer am Ganges haben Landungsplätze, wie man sie in den wohlhabendsten und vollreichsten Gegenden Europas vergebens sucht. Der Anglo-Indier, welcher an der Englischen Küste landet, verwundert sich über die armseligen hölzernen Treppen, die ihm selbst vor Drien, wie Falmouth und Plymouth, ins Auge fallen. In Indien ist das Material der Ghauts zuweilen Granit, viel häufiger aber bestehen sie aus gehärteten und schön polirten Ebanam's. Von einer geräumigen Terrasse, oben am Strande, steigen breite Stufen mit einem schönen Geländer an beiden Seiten zum Flusse hinab. An ihrer Seite erheben sich nicht selten herrliche Tempel, Moscheen oder Pagoden, oder man nähert sich dem Ghaut durch ein von einer Mauer eingeschlossenes Viereck, in dessen Mitte ein religiöses Gebäude steht. Die Baniane und der Pihul-Baum strecken ihre geblühten Äste über die reichgeschmückten Minarets und Kuppeln. In Brahminischen Dörfern sind diese Bäume mit ganzen Schaaren von Affen bevölkert, deren groteske Sprünge und Frazen mit den fremden Geberden der Priesterschaft, die im Strom ihre Gebete verrichtet, seltsam kontrastiren. Nichts kann belebter seyn, als ein Indischer Ghaut; fast zu jeder Zeit des Tages sieht man Gruppen Wadender, während anmuthsvolle weibliche Gestalten, mit Wasserkrügen auf den Hauptern, immer ab und zu gehen. In der Ghaut mit seinem fröhlichen Getümmel den Blicken entschwunden, so erscheint ein hoher überhängender am Gipfel von Bäumen bedeckter Felsen, der ein prächtiges Orientalisches Gebäude trägt. Dann zeigen sich grüne Landschaften, die in gewisser Entfernung idyllische Dörfer durchschimmern lassen, und schlängelnde Alleen von so einfachem Charakter, daß der Vorüberfahrende beinahe glaubt, er sey in Europa; allein die Täuschung verschwindet bald durch die plötzliche Erscheinung unabsehbarer Büffel-Heerden, die entweder im Schlamm sich wälzen, so daß nur Hörner und Nasenspitze aus dem Wasser hervorgucken, oder schwerfällig am Ufer hinwandeln, um gleich wieder in den Strom zu plumpen, dessen reißenden Lauf ihre Niesenschulter dämmt. Ein Leiochse trägt den Hirten auf seinem Nacken, man sieht von der Gestalt dieser Leute nur sehr wenig

und staunt über ihre Berwegenheit, mit der sie sich einem so furchtbaren Thiere und einem so mächtigen Strom anvertrauen. Jetzt schiff man bei dichten Wäldern vorüber, in deren Tiefen ein ewiges Dunkel herrscht; jetzt erscheint wildes Röbricht und eine sumpfige Wüste, dann wieder angebautes Land. Große Weideplätze, mit Heerden übersät, ziehen sich am Ufer hin; der gigantische Elefant steht unter einem Baume, mit einem Palmenzweig die Fliegen von sich abwehrend, oder schreitet einher, seinen Herrn in einer Haudab durch die Indigo-Pflanzungen tragend. Europäische Häuser steigen aus einer parkähnlichen Landschaft empor, und mit Einem Male sehen wir eine Indische Stadt mit ihrem Orientalischen Pomp vor uns ausgebreitet. Obschon die Gegenden zu beiden Seiten des Ganges im Allgemeinen flach sind, so schützen doch die wellenförmigen Ufer die Landschaft gegen den Vorwurf der Monotonie. Hohe und schroffe Vorgebirge wechseln mit Ebenen; ist der Strom angeschwollen, so gleitet das Boot oft an Klippen vorbei, die ein halb zerbrochenes Dorf tragen oder mit unzähligen Vogelnestern getront und bis zum Fuße mit majestätischen Epheuranthen umwunden sind. Andere Einzelfelsen überkleidet schattiges Buschwerk, das eine prächtige auf den Felsen gebaute Pagode, die Behausung eines einsam lebenden Brahminen, durchschimmern läßt. Diese herrlichen Gebäude erblickt man in den besten Gegenden, und unendlich verschiedene Arten von Vögeln, die heerdenweise fliegen oder vereinzelt am Ufer herumflolieren, geben zu jeder Zeit für die Abwesenheit imposanterer Gegenstände binreichenden Ersatz. (Asiatic Journal)

— **Merkwürdiger Kampf mit einem Hayfisch.** Eines Morgens wurde ein Knabe von ungefähr 8 Jahren von seinem Vater, von einem Kahn aus, im Ganges gebadet, um ihn dergestalt frühzeitig zu der harten Lebensweise zu gewöhnen, zu der er ihn bestimmte. Ehe er ihn aber aus den strömenden Wellen ziehen konnte, schnappte ihn ein Hayfisch weg, und man sah ihn nicht mehr. Der Vater verlor keinen Augenblick, sondern stand ruhig auf, nahm ein breites Messer, welches er in einer Scheide an seinem Gurt trug, zwischen die Zähne und stürzte sich ins Wasser. Auf einige Zeit verschwand er, nach einer Weile jedoch sah man ihn mitunter in die Höhe kommen und wieder untertauchen, als wenn er mit seinem furchtbaren Feinde im Kampf begriffen wäre. Es war eine Zeit der ängstlichsten Spannung für diejenigen, welche in den Böden in einiger Entfernung den Ausgang abwarteten. Nach einer Weile wurde der weiße Schaum mit Blut gefärbt, ein schrecklicher Anblick für die Zuschauer, welche bloß mutmaßen konnten, was unter dem Wasser vorging. Man sah den Mann abermals in die Höhe kommen und wieder verschwinden, so daß das Todeswerk offenbar noch nicht vorüber war. Nachdem noch einige Zeit verstrichen war, erschien zum Ersannen aller derjenigen, die in der Bucht versammelt waren, denn es hatten sich unterdessen unzählige Menschen eingefunden, der Körper eines ungeheuren Hayfisches auf den schäumenden Wellen, die er ganz mit Blut färbte, worauf er wieder verschwand. Einen Augenblick darauf erhob sich der Mann aus dem Wasser und ging dem Ufer zu. Er schien sehr erschöpft, hatte aber nicht das geringste Zeichen an seinem Leibe, das den gefährlichen Kampf verrath, den er eben bestanden hatte. Kaum war er am Lande, als ein ungeheurer Hayfisch von den Wellen aus Ufer geworfen wurde, den die Eingeborenen sogleich weiter auf das Trockene zogen; er bot einen entsetzlichen Anblick dar, indem er die furchtbaren Merkmale der hartnäckigen Angriffe seines Gegners an sich trug. In der That, der seines Kindes beraubte Vater hatte volle Rache an dem Räuber genommen. (Oriental Annual.)

— **Tigerkampf.** Nicht weniger merkwürdig ist ein Kampf zwischen einem Tiger und einem Eingebornen. Dieser war ohne Bekleidung, außer einem Paar grober leinener Pumphosen. Er war mit einem großen Messer und einem kleinen kegelförmigen Schilde bewaffnet. Die Reisenden begleiteten ihn nach der Höhle des Tigers. Sobald wir den Flock erreichten, sprang der Mann unerschrocken nach der Höhle, indem er zugleich einen gellenden Schrei ausstieß, um seinen Feind aus dem Schlummer zu wecken. Das Thier, welches seinen entschlossenen Angreifer langsam näher kommen sah, richtete sich mit einem furchtbaren Geheul auf seine Vorderextremitäten. Als der kleine Hindu immer näher rückte, was er mit langsamen Schritten that, während er die Augen immer scharf auf das Gesicht seines furchtbaren Feindes gerichtet hielt, erhob sich der Tiger zu seiner vollen Höhe und hing an, seine Klauen mit seinem Schwanz auf furchtbare Weise zu schlagen, doch schien er offenbar nicht besonders zum Kampfe aufgeleitet. Indes ging der Mann immer bedächtig und unerschrocken näher. Das Unbehagen und die Wuth des gereizten Thieres wuchsen mit jedem Schritt, endlich bockte es nieder, offenbar in der Absicht, einen furchtbaren Sprung zu thun. Sogleich stand der Mann still, der Tiger hielt einen Augenblick inne, richtete dann den Kopf in die Höhe und mit einem fürchterlichen Getöse, halb schnaubend, halb brüllend, that er einen Schritt vorwärts und sprang dann auf seinen Gegner los. Dieser bückte sich sogleich, hing die Klauen des Thieres mit seinem Schilde auf, stieß ihm das Messer tief in den Leib und stürzte unter seinen verwundeten Feind, doch so, daß er fast ganz außerhalb der Last desselben zu liegen kam. Der Tiger wälzte sich herum, sogleich war der kleine Hindu wieder auf den Beinen und brachte dem hingestreckten Thiere mit erstaunlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit einen tiefen Stich in die Kehle bei, welcher gerade durch die Luftröhre ging, und sprang in demselben Augenblick mit der Flüchtigkeit der Gedanken aus dem Bereich seiner Klauen hinaus. Der Tiger verschied auf der Stelle. (Oriental Annual.)